

Analyse

Angélique Namaika Die Nonne aus dem Kongo wird ausgezeichnet für ihre Arbeit mit Opfern sexueller Gewalt. *Von Christof Mürger*

Die Bäckerin neuer Existenzen

Angélique Namaika hat Joseph Kony nie gesehen. Und doch bestimmt er ihr Leben. Die katholische Nonne aus der Demokratischen Republik Kongo versucht, das Leid zu lindern, das der Rebellenführer und seine Lord's Resistance Army (LRA) anrichten. Dafür erhält Schwester Angélique, wie sich die 46-jährige Augustinerin nennt, den Nansen-Flüchtlingspreis des UNO-Hochkommissariats für Flüchtlinge (UNHCR). Es handelt sich um eine Art Nobelpreis für Flüchtlingshilfe, benannt nach Fridtjof Nansen, dem Polarforscher und ersten Hochkommissar für Flüchtlinge.

Namaika kümmert sich um die Frauen und Mädchen, die von Kony's Schergen verschleppt, versklavt und vergewaltigt worden sind. «Wenn sie irgendwann fliehen können, tauchen sie mit ein, zwei oder drei Kindern auf



dem Arm hier auf», sagt Angélique Namaika am Telefon in ihrer Heimatstadt Dungu im Kongo. Die Väter sind nirgends. Die bereits traumatisierten Mütter werden deshalb von ihren Familien verstossen. Die letzte Hoffnung ist dann Schwester Angélique. Sie hat seit 10 Jahren 2000 Frauen geholfen, ihr Leben wieder zusammenzusetzen. «Das sind meine Schwestern und meine Kinder», sagt sie. Und beiläufig betont sie, sie habe «keine biologischen Kinder».

Namaika spendet aber nicht nur Trost. Sie ermuntert die Frauen, lesen und schreiben zu lernen. Sie gibt ihnen Näh- und Kochkurse, zeigt ihnen, wie man Gemüse pflanzt, vor allem aber lehrt sie sie backen. Mit den 100 000 Dollar, die sie erhalten wird, will Namaika die Bäckerei renovieren, das Herzstück ihres Reintegrationszentrums in Dungu. «Wir wollen das Brot auf dem Markt verkaufen», sagt sie, denn die

Frauen müssten lernen, Geld zu verdienen. So erhielten sie eine neue Existenz, könnten die Kinder in die Schule schicken und Medikamente kaufen. Oft leiden die Frauen seit ihrem Martyrium an Geschlechtskrankheiten.

Nirgends ist die LRA heute noch so aktiv wie in der Region Dungu im Nordosten des Kongo. 320 000 Menschen sind auf der Flucht vor Kony. Er wird vom Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag gesucht wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit, die US-Regierung hat ein Kopfgeld ausgesetzt. 1987 gegründet, will die LRA einen Gottesstaat errichten, der auf den Zehn Geboten basiert. Immer wieder kämen die Rebellen aus den Wäldern, «um zu töten und zu plündern», sagt Schwester Angélique.

Vor vier Jahren musste auch sie in den Busch fliehen, als die Rebellen Dungu überfielen. Eine ihrer Ordensschwestern wurde ermordet. «Ich hatte

grosse Angst und wusste nicht, wovon ich leben sollte.» Mit anderen Vertriebenen sei sie von einem Versteck zum nächsten gehetzt, «zu essen hatten wir nichts». Als Kony's Armee nach Wochen weiterzog, kehrte Namaika zurück. «Jetzt habe ich fast keine Angst mehr, Gott steht mir bei.»

Von all den Gräueln hat sie vor dem US-Kongress und dem UNO-Sicherheitsrat Zeugnis abgelegt. Im vergangenen Dezember hat sie auch am UNHCR-Sitz in Genf berichtet. Es war ihr erster Besuch in der Schweiz. Morgen besteigt Angélique Namaika auf der Sandpiste von Dungu erneut ein Kleinflugzeug. Sie freut sich auf die Zeremonie in Genf und die Nansen-Medaille. Noch mehr freuen würde sie sich aber, wenn Kony endlich gefasst würde. «Wir Frauen brauchen den Frieden.»

Angélique Namaika, ihr Leben, ihre Projekte www.namaika.tagesanzeiger.ch

Kolumne **Rudolf Strahm**

Weshalb SVP-Blocher und SP-Pardini recht haben

Stellen Sie sich vor, sie wollten ein Geschäft eröffnen und bräuchten dazu nur 2,5 Prozent eigenes Kapital. Den grossen Rest von 97,5 Prozent würden Ihnen andere beisteuern. Und der Staat würde Ihnen erst noch die Garantie abgeben, dass Ihr Geschäft nicht in Konkurs gehen kann.

Eine solche Wirtschaft gibt es nur in Schlaraffia. Bei uns muss ein Firmengründer nicht 2,5 Prozent, sondern das Zehn- oder Zwanzigfache davon an Eigenkapital aufbringen, wenn er darauf Bankkredite in Anspruch nehmen will.

Doch bei den beiden Grossbanken UBS und Credit Suisse sind solche unrealistisch tiefe Quoten von nur 2,5 Prozent an risikotragendem Eigenkapital - gemessen an der Bilanzsumme - Realität. Mit 2.50 Franken Eigenkapital nehmen sie 97.50 Franken an Kundengeldern entgegen und leihen sie wieder aus. Kein Wunder, dass sie mit einem so kleinen Puffer bei Zahlungsausfällen grosser Kunden selber stark gefährdet sind. Bei den Kantonbanken, Raiffeisenbanken, der Migros- und der Coop-Bank beträgt die Eigenmittelquote dagegen 7 bis 10 Prozent oder mehr.

Das System der Trennbanken ist kein Schreibtischmodell, sondern erprobt.

Seit dem Beinahe-Zusammenbruch des Weltfinanzsystems vor fünf Jahren wurde bezüglich Bankensicherheit zwar einiges verbessert: Es wurden die zerstörerische Deregulierung teilweise zurückbuchstabiert, das Reporting über die Kreditrisiken verbessert, die Aufsicht durch die Notenbanken in den meisten Ländern verstärkt, gewisse Notfallpläne eingerichtet sowie die Auszahlung der Boni für Bankmanager auf eine längerfristige Risikobetrachtung gestreckt. Doch die Eigenmittelausstattung der grossen internationalen Banken in der Schweiz und in Europa ist nicht besser geworden.

Eine Täuschungskultur

Die beiden Grossbanken UBS und Credit Suisse sind kaum sicherer geworden. Sie gehören, gemessen an der Bilanzsumme, heute zu den tiefstkapitalisierten Geschäftsbanken der Welt. Dennoch dürfen sich ihre Chefs in Sicherheit wähen: Der Staat kann eine

Grossbank, bei der hunderttausend KMU-Betriebe ihr Konto für die Lohnzahlungen unterhalten, gar nicht fallen lassen. Grossbanken sind «too big to fail», - zu gross, um zu scheitern. Ihr Garant ist letztlich der Steuerzahler.

Was sich verändert hat, ist die Täuschungskultur. Basierend auf den von der Lobbyarbeit der internationalen Bankkonzerne geprägten - «Basler Empfehlungen», werden die Eigenmittel heute nämlich nicht in Prozent der absoluten Bilanzsumme, sondern in Prozent von sogenannten risikogewichteten Ausleihungen dargestellt. Die Risikoeinschätzung liegt im Ermessen der Banken. Die Finanzmarktaufsicht kann sie kaum nachprüfen. Pro 100 Franken Bankdarlehen für die Hypotheken-Grundfinanzierung werden zum Beispiel nur 35 Franken eingesetzt. Damit verdreifachen sich rechnerisch die Eigenmittel in Prozent der risikogewichteten Anlagen. Aus den 2,5 Prozent absoluter Eigenmittelquote nach internationalem Standard (Leverage Ratio) entsteht mit solchen Rechentricks bei der UBS eine publizierte risikogewichtete Eigenkapitalquote von 11,2 Prozent. Die Risikobewertung ist eine reine Ermessensfrage und öffnet der Manipulation Tür und Tor.

Gefährlich tiefe Eigenmittel

Nun kommt die Frage der Krisenfestigkeit der Grossbanken endlich wieder aufs politische Tapet. Alt-Unternehmer Christoph Blocher (SVP) und Gewerkschafter Corrado Pardini (SP) schlagen nach wochenlanger vertraulicher Vorbereitung eine grundsätzlichere Lösung für die Grossbankrisiken vor.

Mit zwei gleichlautenden Parlamentsmotionen und später allenfalls mit einer Volksinitiative fordern sie gemeinsam eine Auftrennung der Grossbanken in eine Geschäftsbank, die die Volkswirtschaft mit Krediten versorgt, und eine Investmentbank, die spekulative Geschäfte mit Derivaten und Devisengeschäften abwickelt. Ein solches Trennbankensystem ist kein Schreibtischmodell, sondern international erprobt: Die USA praktizierten von 1933 bis 1999 dieses System. In diesen sechs Jahrzehnten hatte Amerika keinen namhaften Bankenzusammenbruch. Jetzt wird es in Amerika wieder gefordert. Deutschland und andere Länder mit starken Finanzplätzen haben neulich den Wechsel zum Trennbankensystem definitiv beschlossen.

Laut jüngster Erhebung der Bank für Internationalen Zahlungsausgleich werden auf dem Finanzplatz Schweiz täglich Devisengeschäfte und Zinsderivate von umgerechnet 230 Milliarden Franken umgesetzt - wohlverstanden: 230 Milliarden Franken Finanztransaktionen pro Tag! Dies entspricht mehr als dem gesamten Exportvolumen in einem Jahr. Wenn solche hoch riskanten spekulativen, kurzfristigen (und kurzfristigen) Transaktionen schief laufen, genügt der Eigenkapitalpuffer von zwei bis drei Prozent bei den Grossbanken niemals.

Praktisch alle unabhängigen Finanzwissenschaftler von links bis rechts halten heute die Eigenmittel der Grossbanken für gefährlich tief. Die Nationalbank betätigte bereits Mitte 2012 die Alarmglocke. Der ehemalige Präsident der Expertenkommission zur Vorbereitung der geltenden Eigenmittelregelung, Peter Siegenthaler, hatte jetzt die Grösse, die Mängel des Systems einzuräumen: «Ich habe den Glauben an die risikogewichteten Eigenkapitalvorschriften etwas verloren», sagte er in einem Interview. Und an anderer Stelle: «Wir müssen nochmals über die Bücher.» Doch die Finma, die laut Bankengesetz die Eigenmittelvorschriften eigentlich durchsetzen sollte, sondert nur Beschwichtigungen ab. Der zuständige Chef der Bankenaufsicht in der Finma, Mark Branson, war selber UBS-Banker und ist gefangen in der Bankenlogik. Meines Erachtens wäre die gesetzliche Grundlage vorhanden, die ungewichtete Eigenmittelquote jetzt schon anzuheben.

Es braucht jetzt Leute, die den Mut aufbringen, die immer noch bestehende Hochrisikosituation bei den Grossbankkonzernen öffentlich zu benennen und die nötigen politischen Initiativen zu ergreifen. Blocher und Pardini haben die Brandgefahr erkannt. Man sollte den Brandschutz jetzt einrichten, nicht erst, wenn es wieder brennt.



Rudolf Strahm

Der Ex-Preisüberwacher wechselt sich mit Politgeograf Michael Hermann und mit der Autorin und Schauspielerin Laura de Weck ab.



Ich fahre für Ihre MobilBonus-App.

Brätschi

widmer

SBB GA-Besitzer, die weite Strecken fahren, profitieren von Prämien. *Von Iwan Städler*

Die Falschen belohnt

Die SBB rufen ihre Kunden neuerdings zum «Kilometersammeln» auf. Wer ein Halbtax- oder Generalabonnement hat, kann sich mit einer Handy-App namens «Mobil-Bonus» einloggen und seine Zugfahrten aufzeichnen lassen. Das GPS macht's möglich. Wer die App eifrig nutzt und viel fährt, «wird mit tollen Angeboten belohnt». Nach 500 Kilometern gibts einen 5-Franken-Gutschein der SBB, nach 1000 Kilometern einen 15-Franken-Bon des Internetladens Le Shop. Weitere attraktive Prämien sollen folgen.

Ob man zu Randzeiten oder während Stosszeiten in überfüllten Zügen fährt, ist egal. Auch GA-Besitzer können unbeschränkt profitieren. Je häufiger und je weiter sie fahren, desto besser für sie. Das freut die Weistreckenpendler: Wer täglich von Zürich nach Bern fährt, hat schon nach einer Woche zwei 5-Franken-Gutscheine zugut, wie die «NZZ am Sonntag» berechnet hat.

Am stärksten belohnt werden also ausgerechnet die Vielfahrer, die ihre Kosten am wenigsten tragen und am meisten zu verstopften Zügen beitragen. Dies, obwohl der Bundesrat darüber nachdenkt, sie über ein Mobility Pricing stärker zu belasten und so einen Anreiz zu schaffen, damit sie weniger weit pendeln. Auch die

SBB haben immer wieder auf die tiefe Rentabilität der Weistreckenpendler hingewiesen.

Trotzdem fahren diese - unter Abzug der Gutscheine - nun gar billiger als GA-Besitzer, die ihr Abo zurückhaltend einsetzen. Dies ist, wie wenn Coop ab der 50. Weinflasche alle weiteren im selben Jahr nicht nur gratis gäbe, sondern mit dem Bezug jeder 10. Gratisflasche noch einen Gutschein mitliefern würde.

Fragwürdig ist auch, wenn die SBB ihren Kunden einreden, Bahnfahren schone die Umwelt. Etwa indem die Mobil-Bonus-App ausrechnet, «wie viel CO₂ Sie dank dem Zugfahren einsparen». Das stimmt nur im Vergleich zur Autofahrt. Auch Bahnfahren braucht aber Energie und belastet die Umwelt. Wer wirklich umweltfreundlich sein will, wohnt in der Nähe des Arbeitsorts und nimmt das Velo oder geht zu Fuss.

Möglicherweise geht es den SBB aber weniger ums Belohnen treuer Kunden, als ums Sammeln von Daten - auch wenn sie dies verneinen. Umso dümmlicher, wenn plötzlich ein Schlaumeier auf die Idee kommt, mit alten Handys herumzufahren, auf denen seine Kollegen eingeloggt sind. Dann stimmen die Daten nicht. Dafür sind pro Gutschein weniger Züge verstopft.